Zeitschrift: ASMZ : Sicherheit Schweiz : Allgemeine schweizerische Militärzeitschrift

Herausgeber: Schweizerische Offiziersgesellschaft

Band: 136 (1970)

Heft: 5

Buchbesprechung

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 21.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

gegenwärtig 100 Atombomben von 20 Kt und einige Atombomben von 3 bis 5 Mt besitzen. Angenommen wird, daß die Volksrepublik China bereits heute in der Lage ist, jährlich wenigstens 40 Atombomben herzustellen. Einer der Atomversuche soll mit einer Rakete ausgeführt worden sein. Auch im Raketenbau hat die Volksrepublik China also offensichtlich beachtliche Fortschritte gemacht. Schätzungen zufolge soll sie bereits 20 bis 30 Mittelstreckenraketen und ein U-Boot mit 3 Raketen von einer Reichweite von 650 km besitzen. Man erwartet, daß die Volksrepublik China in diesem Jahr interkontinentale Raketen herausbringen wird. In 5 Jahren dürfte sie vielleicht 30 bis 40 interkontinentale Raketen besitzen. Amerikanische Experten nehmen jedoch an, daß die Volksrepublik China nicht vor 1975 eine ernsthafte Bedrohung für die USA darstellt. In 5 Jahren aber werden die USA ihr Raketenabwehrsystem fertiggestellt haben, das vornehmlich mit Blickrichtung auf China angelegt worden ist.

Über den tatsächlichen Stand der chinesischen Kernwaffenrüstung gibt es indessen keine genauen und sicheren Informationen. Fest steht nur, daß Peking heute alle verfügbaren Kräfte und Mittel in die Atomwaffenforschung eingesetzt hat; diese lief auch während der Kulturrevolution ungestört weiter. Die Volksrepublik China besitzt eine Reihe von erstklassigen Atomwissenschaftern und Raketenforschern, die ihre Ausbildung in Europa und den USA erhalten haben. Die Chinesen sind zudem auf elektronischem Gebiet außerordentlich talentiert. Bereits 1958 wurden 342 der führenden Wissenschafter dem Kernwaffenprogramm zugeteilt, an dem heute an die 2000 Wissenschafter und Techniker arbeiten sollen. Das Zentrum der chinesischen Atomforschung liegt in Lantschau in der Provinz Kansu. Das Kernwaffenprogramm steht unter Leitung von Nieh Jung-tschen, der in Europa Naturwissenschaften und Kriegstechnik studiert hat. Auch die Rohstoffe für die Kernwaffenproduktion, vor allem Uran, sind in China in ausreichenden Mengen vorhanden. Wirklicher Mangel besteht nur an Chrom und zum Teil an Nickel. Doch diese beiden Metalle, die in größeren Mengen zum Bau von Raffinerieanlagen für Uran benötigt werden, hat Peking im Ausland beschafft. Ein beträchtlicher Teil des chinesischen Staatshaushaltes geht in die atomare Rüstung, in die bis zur Explosion der ersten Atombombe schätzungsweise bereits 2,5 Milliarden Dollar geflossen sind. cs

Japan

Maßgebende japanische Experten sind der Ansicht, daß sich nach dem Tode von Mao Tse-tung im Fernen Osten eine schwere Krise mit nicht absehbaren politischen und strategischen Veränderungen ergeben werde. Die Wiederbewaffnung Japans sei deshalb beschleunigt voranzutreiben. Die Verteidigungskräfte Japans von 258000 Mann seien eine Elite. Sie genüge indes nicht, den vor allem in Ostasien drohenden kommenden Gefahren zu begegnen. Aus diesen Kräften muß daher eine wirkliche Armee, Flotte und Luftwaffe gebildet werden. Dabei kommt es vor allem auf modernste konventionelle Bewaffnung und nicht auf die Bildung einer Streitmacht von 8,25 Millionen Mann wie im zweiten Weltkrieg an. Trotz der fortschreitenden nuklearen Rüstung der Volksrepublik China begnügt sich Japan zunächst mit dem nuklearen Schutz durch die USA. Die vorhandenen japanischen nuklearen Einrichtungen würden allerdings genügen, innerhalb weniger Jahre 100 Bomben des Hiroschima-Typs fertigzustellen. Japan ist die zweitgrößte Industriemacht der freien Welt. Es bedarf daher einer Armee, Flotte und Luftwaffe, die stark genug sein müssen, aus eigener Kraft die Verteidigung der Nation zu gewährleisten.

Gegenwärtig verwendet Japan 1% seines Sozialprodukts, rund 1,4 Milliarden Dollar, für Verteidigungszwecke. Die Überzeugung setzt sich aber durch, daß es wenigstens 4,5% seines Sozialprodukts von 1980, das heißt etwa 20 Milliarden Dollar, ausgeben muß.

Japans Rüstungsindustrie ist bereits stark und läßt sich in kurzer Zeit erweitern. Sie soll fähig sein, die Waffen zunächst für weitere 250000 Mann zu liefern: leichte Waffen, Artillerie jeden Kalibers, Mörser, Fliegerabwehrkanonen, Raketen und Düsenkampfflugzeuge.

Die Panzerwaffe umfaßt heute etwa 800 Einheiten. Sie kann gleichfalls aus eigener Produktion wesentlich verstärkt werden. Die Luftwaffe von 1530 Flugzeugen soll nach den Planungen den kommenden möglichen Verteidigungsanforderungen mit 10000 Einheiten angepaßt werden. Entsprechenden Ausbau müsse auch die Flotte von gegenwärtigen 126000 BRT erfahren. Das Ziel: Japan muß so stark werden, daß es die stützende Macht eines kollektiven Sicherheitspaktsystems der freien Staaten Asiens zu bilden vermag, um die Volksrepublik China und die UdSSR zugleich abzuschrecken. cs

Australien

Wie der australische Verteidigungsminister *Fraser* vor dem Repräsentantenhaus bekanntgab, wird Australien *zwei neue U-Boote* des Typs «Oberon», 137 Helikopter und 10 «Skyhawk»-Düsenjäger erwerben. Dafür sollen rund 820 Millionen Franken ausgelegt werden. Das bis 1975 reichende australische Verteidigungsprogramm sieht sodann den Bau eines Kriegshafens in Darwin in Nordaustralien, den Kauf eines Kriegsschiffes und die Verstärkung der Radaranlagen vor. z

Buchbesprechungen

Israel als Provokation?

Von J. H. Davis. 148 Seiten.

Walter-Verlag, Olten/Freiburg im Breisgau 1969.

Diese deutsche Übersetzung des 1968 erschienenen Buches «The Evasive Peace» des ehemaligen Generalbevollmächtigten der UNRWA (United Nations Relieve and Works Agency for Palestine Refugees in the Near East) hebt sich insofern von den diversen Publikationen über den Nahen Osten ab, als hier ein Amerikaner und internationaler Beamter um Verständnis für die arabische Seite wirbt. Nach einem historischen Teil wird vor allem die Rolle des Zionismus und die Verantwortung Rußlands und Amerikas im Nahen Osten betont. Interessant sind die aus der Kenntnis der Beteiligten erwachsenen Friedensvorschläge von Davis, der unter anderem den USA eine Änderung ihrer bisherigen Haltung gegenüber Israel empfiehlt. Dabei soll eine «Entzionisierung» von Israel und die Wiedergutmachung für das an den Palästinensern begangene Unrecht im Sinne der Vorschläge des seinerzeitigen UNO-Vermittlers Graf Bernadotte die Grundlage bilden.

Davis, der die Ursachen des Nahostkonfliktes im Zionismus sieht, provoziert mit seinem Buch. Er argumentiert jedoch nicht wie ein Araber, sondern für die Araber. Das Buch ist deshalb als Stimme der andern Seite durchaus lesenswert. Eg.

Das Dogma der Vernichtungsschlacht

Die Lehren von Clausewitz und Schlieffen und ihre Wirkung in zwei Weltkriegen.
Von Jehuda L. Wallach.
Herausgegeben vom Arbeitskreis für Wehrforschung. 450 Seiten.
Frankfurt am Main 1967.

Es mag erstaunen, daß ausgerechnet ein Israeli der deutschen Kriegstheorie nachspürt. Doch ist das Interesse nicht nur von der Person des Autors her gegeben, der 1921 in Haigerloch, Hohenzollern, geboren wurde und seit 1938 in der Untergrundarmee «Haganah» und später in der Verteidigungsarmee Israels diente. Dem Dozenten für Kriegsgeschichte an der Universität Tel Aviv ging es darum, das Verhältnis zwischen Kriegstheorie und Kriegspraxis zu untersuchen, und dies an einem besonders aktuellen Thema. Schlieffen und seine Nachfolger betrachteten das im Zentrum Europas liegende Deutschland als von feindlichen Nachbarn umzingelt, die seine Vernichtung anstrebten. Sie versuchten dieser Einkreisung Herr zu werden und strebten nach einem kurzen, siegreichen Krieg, der auch wirtschaftlich durchgehalten werden konnte. Israel sieht sich heute ähnlichen Problemen gegenüber; seine Führung muß an den Gründen interessiert sein, warum ein militärisch derart begabtes Volk mit einer beinahe perfekten Armee zweimal eindeutig besiegt werden konnte.

Wallachs These lautet, daß die zeitlos gültigen Lehren Clausewitz' von den späteren Generationen in den Wind geschlagen oder mißverstanden worden sind. Namentlich Schlieffen mit seinem einseitigen und starren Siegesrezept habe verhängnisvoll gewirkt. Seine Studie über Cannae, welche die beidseitige Umfassung als Voraussetzung der Vernichtung betrachtete, wurde nur zu oft auch später als verbindliche Weisung angesehen.

Jeden Offizier mit operativen und militärstrategischen Interessen wird es reizen, Wallach in seinem sorgfältig bearbeiteten Gang durch die deutsche Militärgeschichte zu folgen und die theoretischen Hintergründe für das Scheitern der kriegerischen Praxis zur Kenntnis zu nehmen. Sicher muß dem Autor beigepflichtet werden, wenn er den Schluß zieht, daß in der Kriegskunst nichts verderblicher ist als die Aufstellung starrer Dogmen und das Durchexerzieren von Patentlösungen. Immerhin wird man sich auch hier nicht einseitig auf den Ein-

fluß von Theoretikern festlegen dürfen. In der Kriegsgeschichte findet man zahlreiche Heere, die Kriege gewonnen haben, ohne sich auf Clausewitz und sein Primat der Politik zu stützen. Es wäre verdienstlich, den Gründen ihres Erfolges nachzuspüren. Und noch eine kritische Bemerkung drängt sich auf: Hitlers Kriegführung war sicher ein krasser Verstoß gegen die Lehren von Clausewitz; wesentlich von Schlieffen beeinflußt war sie aber dennoch nicht, sondern eher ein Sammelsurium von Grundsätzen, die primär dem Erleben eines Westfrontkämpfers aus dem ersten Weltkrieg entsprangen. Schlieffens Einfluß auf die deutsche Führung scheint gerade auf Grund von Wallachs Ausführungen bereits 1939 mit der Ablehnung des ersten Planes zur Niederwerfung Frankreichs aufgehört zu haben. gd

Politische Parteien in Deutschland und Frankreich 1918 bis 1939

Zehn Vorträge, herausgegeben von Oswald Hauser. 139 Seiten.
Verlag Steiner, Wiesbaden 1969.

Dieser Band gibt zehn Referate wieder, die 1967 an einer deutsch-französischen Historikertagung gehalten worden sind. Ihr Ziel ist es, vor allem bei Geschichtslehrern der Universitäts- und der Gymnasialstufe das Verständnis für die Politik der anderen Nation zu fördern und Vorurteile abzubauen. Fünf Gruppen zu je zwei Vorträgen behandeln die Grundlagen des Parteiwesens sowie die Parteien der Rechten, der Linken, der Katholiken und der Liberalen in den beiden Ländern.

Neben Vorzügen bietet ein solcher Aufbau natürlich auch Unzukömmlichkeiten. Den Nationalsozialismus etwa ließ man kurzerhand beiseite, weil für ihn eine französische Entsprechung von ähnlichem Gewicht fehle. Das könnte Uneingeweihte auf die absurde Idee bringen, der Faschismus habe in Frankreich (wo immerhin von Rechtsextremen ausgiebig die Rede ist) mehr Anhänger gefunden als im Reich. Dafür zeigt dieses Verfahren ungewollt deutlicher als üblich die Mitverantwortung anderer Gruppen (besonders der Deutschnationalen Hugenbergs) am Aufstieg und Erfolg Adolf Hitlers.

Überschneidungen – zum Beispiel zwischen katholischen und Rechtsparteien – ließen sich kaum ganz vermeiden, und gelegentlich urteilen verschiedene Verfasser über denselben Gegenstand recht ungleich. Solche Widersprüche sind aber dem kritischen Leser weniger ein Ärgernis als ein Anreiz, sich nun auf Grund der beiden Beweisführungen selber eine Meinung zu bilden.

Nicht allen zehn Autoren gelingt das Kunststück, im Inhalt wissenschaftlich einwandfrei und trotzdem allgemeinverständlich zu schreiben. Doch lesen politisch Interessierte (und damit auch die meisten Schweizer Offiziere) das Buch mit Gewinn und empfangen daraus mannigfache Anregungen. Eine davon führt vielleicht über die zahlreichen Literaturangaben des Werkes zur Frage, wo man sich über den entsprechenden Themenkreis für unser eigenes Land orientieren könnte. Hier bieten sich seit kurzem als Pionierleistung Erich Gruners «Die Parteien in der Schweiz» an. Doch bleibt noch viel zu tun, bis das eidgenössische politische Leben ähnlich gründlich erforscht ist wie das der Nachbarstaaten. B. J.

Die deutsche Aufrüstung 1934 bis 1939
Militärische und politische Konzeptionen und ihre Einschätzung durch die Alliierten.

Von Walter Bernhardt. 179 Seiten.
Bernard & Graefe, Verlag für Wehrwesen, Frankfurt am Main 1969.

In seinem Buch zeigt Walter Bernhardt den Weg zur Aufrüstung der deutschen Wehrmacht von der Machtergreifung Hitlers bis zum Ausbruch des zweiten Weltkrieges. Bernhardt stützt sich für seine Darstellung vor allem auf Aktenbestände, Memoiren, Nachlässe und Zeugenaussagen mitbeteiligter Persönlichkeiten. Die nun langsam erscheinenden Dokumentensammlungen Englands und Frankreichs für den Zeitraum der Zwischenkriegszeit gestatten es, die britisch-französischen Reaktionen auf Hitlers Maßnahmen genauer, als dies bisher möglich war, zu untersuchen. Bernhardt begnügt sich nicht damit, der großen Zahl von Darstellungen zur Militärgeschichte der Vorkriegszeit noch eine weitere Arbeit beizufügen, sondern er stellt neue Fragen, setzt andere Akzente und kommt somit zu neuartigen und überraschenden Ergebnissen. Überzeugend gelingt es dem Verfasser, nachzuweisen, daß die Aufrüstung Deutschlands einerseits als Verstärkung der Kampfkraft des Heeres mit Mannschaft und Material, andererseits aber auch als Verbesserung der militärgeographischen Situation zu verstehen sei. Diesen Aspekt hat man bis anhin noch nie so prägnant formuliert, aber es dürfte doch einleuchtend sein, daß das Wehrgesetz vom 16. März 1935 ohne eine Veränderung der Lage im Rheinland sinnlos gewesen wäre. Bernhardt konfrontiert uns immer wieder mit den verschiedenen Möglichkeiten, die Hitler bei der Konzeption einer neuen Wehrmacht beeinflußt haben müssen. In dem sehr kurzen Zeitraum von 1934 bis zum Anschluß Österreichs 1938 war der rasche Aufbau eines Heeres nur auf Basis der Reichswehr, dieser «Armee von Spezialisten», möglich. Die Idee einer nationalsozialistischen «Revolutionsarmee», wie sie wohl dem Stabschef der SA, Röhm, vorgeschwebt haben mag, wurde rasch fallengelassen. Es sollte sich aber zeigen, daß auch die Grundlagen der Reichswehr nicht genügten, bis 1939 ein wirklich schlagkräftiges Heer zu schaffen. Der nachmalige Chef des Generalstabes des Heeres, Beck, hat denn auch 1934 seine Zweifel gegenüber einem so schnell aufgerüsteten und vergrößerten Heer angemeldet. Es gelingt Walter Bernhardt, zu zeigen, daß die Vergrößerung des Heeres nicht auch eine Verstärkung der Kampfkraft mit sich bringen mußte, hatten doch die einundzwanzig Divisionen im Gegensatz zur Reichswehr nur je zwei Regimenter. Bernhardt macht uns auch mit Hitlers Verwirklichung der Idee einer modernen Panzerwaffe vertraut, die in selbständigen mechanisierten Divisionen zusammengefaßt wurde und nicht mehr der Infanterie zugeteilt blieb. Interessant für den schweizerischen Leser muß hier vor allem auch die Umwandlung von Reiterregimentern zu Panzereinheiten sein. Überhaupt gibt uns der Verfasser eine erstaunliche Fülle an militärischem Zahlenmaterial, um seine Theorien zu erhärten.

Wie haben nun die Signatarmächte von Versailles und Locarno auf Hitlers Vertragsverletzungen reagiert? Warum hat man die berühmten Faits accomplis des Dritten Reiches akzeptiert? Die ganze Aufrüstung widersprach ja offensichtlich den Bestimmungen des Versailler Friedensvertrages. Am Beispiel der Verletzung des Rheinlandstatuts läßt sich diese Frage, gerade weil das Aktenmaterial zur Verfügung steht, gut beantworten. Warum haben die Franzosen und Engländer nicht zugeschlagen? Bernhardt kann auf Grund der vorliegenden Telegramme der Botschaft in Berlin, der Meldungen der Generalkonsulate und der Protokolle von Generalstabsbesprechungen beweisen, daß man die Stärke der Wehrmacht gewaltig überschätzte und vor allem die Hilfsverbände der SS, der SA, des Arbeitsdienstes und der Landespolizei als viel zu wesentlich beurteilte. Gamelin, der französische Generalstabschef, glaubte nur mit einer Gesamtmobilmachung offensiv gegen das Reich vorgehen zu können. Bernhardt wirft der militärischen Führung Frankreichs ganz richtig vor, daß sie schlecht über die wirkliche Stärke der deutschen Armee informiert gewesen sei. Aber das ist nur ein Gesichtspunkt. Den politischen Gegebenheiten trägt der Verfasser vielleicht etwas zu wenig Rechnung, und auch das Verhältnis zwischen Generalstab und politischer Führung wird nicht einläßlich behandelt. Jahrelang hat Gamelin in der strategischen Planung dem Faktor England größte Bedeutung beigemessen und ein Vorgehen ohne England gar nie in Betracht gezogen. In England aber neigten maßgebende Kreise immer zu Verhandlungen über die Rheinlandfrage. Man hat im französischen Generalstab mit England gerechnet, ohne sich je verbindlich der Unterstützung versichert zu haben. Als dann Albert Sarraut, der Ministerpräsident Frankreichs, Gamelin fragte, was die Franzosen allein unternehmen könnten, wußte der Generalstabschef keine Antwort. Die Koordination zwischen Armeeleitung und politischer Führung hat offensichtlich gefehlt. Wieweit noch die bevorstehenden Wahlen des Jahres 1936 eine Rolle gespielt haben, möge dahingestellt bleiben. Diese Gesichtspunkte sind etwas am Rande behandelt worden. Hingegen zeigt der Verfasser die logische Weiterentwicklung auf, die über München zum Weltkrieg führen mußte. Besonders aufschlußreich sind die Darstellungen über die tatsächliche Stärke des Reiches und die Beurteilung durch die Alliierten. Viele Schritte Hitlers wären mühelos zu verhindern gewesen, und dessen waren sich die nationalsozialistischen Führer auch immer bewußt.

Joseph Goebbels hat in einer Rede einmal gesagt, daß man Deutschland ungehindert durch die «Risikozone» habe gehen lassen. Die Alliierten haben Deutschland nicht gehindert, weil sie die hektische Aufrüstung des Reiches überschätzten und sicher auch weil ihre Interessen nicht immer übereinstimmten. Dies zu zeigen ist Walter Bernhardt gelungen. Ein Vorwort des Kieler Historikers Michael Freund, eine großzügige Bibliographie und ein Namenverzeichnis mit biographischen Anmerkungen ergänzen dieses vorzügliche Buch zu einem zentralen Kapitel der unmittelbaren Vorkriegszeit. Lz

Landeskunde der Sowjetunion

Von Karl Sedlmeyer. 218 Seiten,
29 Kartenskizzen und graphische Darstellungen.
Bernard & Graefe, Verlag für Wehrwesen, Frankfurt am Main 1968.

Jede länderkundliche Behandlung der Sowjetunion hat zwei Schwierigkeiten zu be-

wältigen: Notgedrungen muß sie sich auf sowjetische Fachliteratur und sowjetische Atlanten stützen. Dieses Grundlagenmaterial entspricht zwar einem hohen Stand der geographischen Forschung, ist aber – wie Sedlmeyer bemerkt – vor allem auf den politischen und wirtschaftlichen Ausbau des Staates ausgerichtet. Sodann gilt es zu bedenken, in welcher Vielfalt die Sowjetlandschaft geprägt ist: Sie reicht in meridionaler Richtung von den Tundren am Nördlichen Eismeer zu den Hochgebirgen Asiens (4250 km) und überspannt in west-östlicher Richtung elf Zeitzonen, weshalb in der Sowjetunion theoretisch «die Sonne nicht untergeht».

Sedlmeyers «Landeskunde», ein ausgewogener Überblick, behandelt im ersten Kapitel die physikalisch-geographischen Grundlagen in straffer Form. Das Verständnis wird durch thematische Karten (geomorphologische Struktur, Naturgrasregionen, Klima, Hydrographie im Winter, Landschaftszonen, naturräumliche Gliederung) erleichtert. Das zweite Kapitel ist dem Menschen und seiner Wirtschaft gewidmet. Auch dieses Kapitel ist reich illustriert (wirtschaftsgeographische Karten und Diagramme). Nach Bevölkerung und Siedlungen gelangen Landwirtschaft, Industrie und Verkehr zur Behandlung. Ein Abschnitt ist der «Neulandbewegung» gewidmet, welche sich mit der Umgestaltung der Natur zur landwirtschaftlichen Ertragssteigerung befaßt.

Im dritten Kapitel legt der Verfasser eine naturräumliche Gliederung der Sowjetunion vor. Die naturräumlichen Einheiten entsprechen der Wechselwirkung der einzelnen Geofaktoren, wie Lage, Relief, Gewässer und Mensch. Auf Grund dieser Gliederung zerfällt das Staatsgebiet in neunzehn Naturräume, die als markante Einheiten hervortreten, beispielsweise der Ural, die osteuropäische Ebene. Dieses Kapitel demonstriert eindringlich die Vielfalt der Sowjetlandschaft; es wird durch ein viertes Kapitel ergänzt, in welchem die staatliche Gliederung der Sowjetunion wiedergegeben ist.

Die vorliegende Landeskunde bietet eine willkommene Bereicherung der deutschsprachigen Literatur und ermöglicht dem Leser – am Umfang der zu behandelnden Materie gemessen – in kurzer Form einen gründlichen Einblick in die Geographie der Sowjetunion.

G. Furrer

Helle Blätter – dunkle Blätter

Erinnerungen eines Chirurgen
Von Rudolf Nissen. 398 Seiten. Deutsche Verlags-Anstalt GmbH, Stuttgart 1969.

Dem Rezensenten kommt der große Dulder Odysseus, der vielgewanderte, in den Sinn beim Lesen dieser «hellen und dunklen Blätter» Nissens. Rudolf Nissen, zuletzt Ordinarius für Chirurgie an der Basler Universitätsklinik, legt in seinem Buche Rechenschaft über ein bewegtes und mannigfaches, der Chirurgie gewidmetes Leben ab. Er ist in Schlesien geboren worden, 1896, also in der wilhelminischen Zeit. Sein Vater war Chefarzt eines Krankenhauses, ein hervorragendes Beispiel für die beste Seite der damaligen deutschen Chirurgie. Nissen betrachtet sich denn auch in vielem in erster Linie als Schüler seines Vaters. Aber stark im Vordergrund steht in diesem Buch der andere große Lehrer Nissens, die genialisch-zwielichtige, fast dämonische Gestalt Ferdinand Sauerbruchs. Der Rezensent hat noch selbst in Berlin bei Sauerbruch gehört und fühlt sich in manchem durch Nissens Ausführungen sehr angeregt, wenn auch für den Studenten der damaligen Zeit die fragwürdigen Seiten der Sauerbruchschen Persönlichkeit weit stärker in den Vordergrund traten als für seinen langjährigen Mitarbeiter Nissen. Im Grunde genommen verständlich, aber doch bedauerlich ist, daß die Persönlichkeit des Autors selbst als Lehrer wenig in den Vordergrund tritt; es ist ja einleuchtend, daß dies nicht Aufgabe des Verfassers von Memoiren sein kann.

Im Stil von «Plaudereien am Kaminfeuer», manchmal historisch-systematisch gegliedert, dann wieder assoziativ weit ausschweifend, zieht im Spiegel der Chirurgie und demjenigen des Erlebens des Autors ein Zeitabschnitt von gewaltigen wissenschaftlichen und politisch-kriegerischen Umwälzungen an unsern Augen vorbei. Legion ist die Zahl der bedeutenden Menschen, die Nissen gekannt hat, mit denen er als selbst hervorstechende Persönlichkeit in regem Kontakt stand. Groß ist auch die Zahl der Menschen, über die er uns seine persönliche Auffassung mitteilt, manchmal, will es dem Rezensenten scheinen, fast gar apodiktisch. Über München nach Berlin mit Sauerbruch, dann in die Türkei, in die USA hat das Leben Nissen geführt; nun ist er ein Schweizer Professor geworden. Sein Buch liest sich anregend und darf als Dokument unserer Zeit gesehen werden.

Oberstlt Fierz

Mein Leben

Von Walther Bringolf. 512 Seiten, 21 Photos. Scherz-Verlag, Bern/München 1965.

Selbstdarstellungen prominenter Politiker sind hierzulande selten. «Weg und Umweg eines Schweizer Sozialdemokraten» nennt der Autor seinen Rückblick, den nachzulesen sich lohnt; dem Charakter dieser Zeitschrift entsprechend wurde dieser Weg und Umweg mit Blickrichtung auf die Landesverteidigung mitgeschritten. Auch in diesen Fragen zeigt sich Bringolf als vielwissender, zugriffiger, von sich selbst überzeugter Vollblutpolitiker und ernsthaft Suchender.

Von seiner Rekrutenschule erzählend, bekennt der Autor, daß er wohl kein Konformist, aber auch kein Antimilitarist sei (S. 31). Die Dienstverdrossenheit zu Ende des ersten Weltkrieges führt er auf bedenkliche Behandlung der Mannschaft durch ihre Vorgesetzten und schlechte Verpflegung zurück. Um diesen Mißständen abzuhelfen, gründete Bringolf 1917 den «Soldatenverein», aus dem später der «Schweizerische Soldatenbund» hervorging. Im Gegensatz zu letzterem sollte an der demokratischen Grundhaltung und am Bekenntnis zur Landesverteidigung festgehalten werden (S. 53–56).

Die Ablehnung der Militärkredite 1926 motiviert Bringolf so: «Die Sozialdemokratie lehnte die Militärkredite ab, weil sie den Krieg ablehnte. Die Ablehnung des Krieges ist aber nicht identisch mit der Ablehnung der Landesverteidigung» (S. 136/37). Einen solchen intellektuellen Salto mortale kann sich nur ein Vollblutpolitiker wie Bringolf – einmal bezeichnet er sich in schlecht unterdrücktem Stolz als Volkstribunen (S. 472) – leisten; er muß aber auch in Kauf nehmen, daß solche Sophisterei in der praktischen Politik eines neutralen Kleinstaates, der den Krieg weiß Gott aus reiner Sorge um die Existenzerhaltung ablehnen muß, kein Nennwert zugebilligt werden kann. Selbst der sozialdemokratische Parteitag von 1935 brachte es erst zu einem verklausulierten Bekenntnis zur Landesverteidigung, obwohl doch schon damals einsichtige – und Bringolf gehörte mit vielen Gesinnungsfreunden dazu – sahen, daß die Zeichen auf Sturm standen (S. 189/90). Erst der außerordentliche Parteitag von 1937 in Zürich verband den Beitritt zur «Richtlinienpolitik» mit einer positiven Einstellung zur militärischen, politischen und wirtschaftlichen Landesverteidigung (S. 192/93). Damit war der Weg frei für die positive Volksabstimmung vom 5. Juni 1939, in welcher namhafte Kredite für den Ausbau der Landesverteidigung und die gleichzeitige Bekämpfung der Arbeitslosigkeit bewilligt wurden (S. 198). Aber bis zum Kriegsausbruch konnte das bewilligte Geld nicht mehr in Waffen und verbesserte Ausbildung umgesetzt werden. Wir hatten damals das, was gegen den Widerstand der Linken durch die bürgerlichen Parteien vom ersten Weltkrieg her in die größte Bedrohung der Schweiz in den dreißiger Jahren hinübergerettet worden war. Durch den «Umweg» war wertvolle Zeit verlorengegangen, aber doch eine wesentliche Grundlage für das seelische Durchhalten im zweiten Weltkrieg geschaffen worden. Die aufrüttelnde Wirkung des Anschlusses Österreichs an das Großdeutsche Reich (S. 201), die Beschaffung von Flabgeschützen für den Schutz der größeren Städte auf Anregung der Stadtpräsidenten Klöti und Bringolf (S. 228), die enge Zusammenarbeit mit dem Nachrichtenoffizier Major Hausamann (S. 231) belegen, wie weniger eine grundsätzliche Bejahung der Landesverteidigung als die momentane Not zur besseren Einsicht geführt hat; doch auch das verdient gewiß Anerkennung. Solche Einsicht wurde dramatisch untermauert, als wenige Wochen vor Kriegsausbruch Bringolf in den Besitz einer Vortrages gelangte, den der deutsche Generalstabschef Halder in der Wehrmachtsakademie gehalten hatte und das Kommende schonungslos enthüllte – auch die Begründung für den deutsch-russischen Nichtangriffspakt vom August 1939 vorwegnahm. Daß im Hinblick auf diese Kehrtwendung der beiden großen europäischen Militärmächte Ausdrücke fallen wie «schleimige Stalinisten» und, gezielt auf Ulbricht und seine Anhänger, «stalinistische Mamelucken», legt Zeugnis davon ab, mit welcher ohnmächtigen Wut die schweizerischen Sozialdemokraten die Zerschlagung der Sozialdemokratie in Deutschland und Rußland mit ansehen mußten. Daraus zog Bringolf die Erkenntnis: «Unsere Bejahung der Landesverteidigung, unser Bekenntnis zur Demokratie darf, gleichgültig was kommen mag, keine neuen Wandlungen mehr erfahren» (S. 316). Möge das gelten!

Auf dem Hintergrunde dieses engagierten Bekenntnisses sind die Hiebe zu verstehen, die Oberstdivisionär Bircher, «führendes Mitglied des Vaterländischen Verbandes und Feind der Sozialdemokratie», sowie der durch seine Fehlbeurteilung im Jahre 1942 bekannt gewordene Oberst Däniker hinnehmen müssen (S. 315, 320).

Interessant ist es, nachzulesen, welche Probleme die Zusammenarbeit zwischen den militärischen und zivilen Behörden anläßlich der versehentlichen Bombardierung Schaffhausens

durch die amerikanische Luftwaffe am 1. April 1944 aufwarf. Daß der friedliche Wettkampf um die Führung in der Hilfeleistung klar vom dynamischen Stadtpräsidenten gewonnen wurde, erzählt der Autor natürlich mit Behagen. Daß darin aber auch allgemeine gültige Lehren liegen und die personelle und sachliche Kompetenz der Zivilbehörden in solchen Katastrophenfällen überwiegt, darf nicht übersehen werden (S. 343–348).

In einem besonderen Kapitel behandelt der Autor «Unsern Nachrichtendienst». Auch für schweizerische Verhältnisse zeigt sich in dieser – nicht in allen Punkten zutreffenden – Darstellung, wie leicht Nachrichtendienste ins Politische hinüberspielen und in gewissen Staaten sogar leicht zur Macht im Staate werden können (S. 351–361).

Während seiner Amtszeit als Präsident der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz hatte sich Bringolf in den ersten Nachkriegsjahren unter anderem auch mit den Krediten für die Landesverteidigung zu befassen. «Der Bundesrat war selbst dafür verantwortlich, daß schließlich die Plafondpolitik, um sie so zu nennen, in dieser Frage üblich wurde» (S. 471). Bringolf stellt sich demgegenüber auf den Standpunkt, daß die Sozialdemokratie zwar Einzelpositionen der Aufwendungen für die Landesverteidigung kritisiere; aber «wenn die Armee wirksam mit Waffen und sonstigem Kriegsmaterial ausgerüstet ist, dann darf es 800 oder 900 Millionen Franken oder noch mehr kosten» (S. 473). Man steht leider heute zeitweise unter dem Eindruck, daß diese Erkenntnis der älteren Generation bei ihrem Nachwuchs nicht mehr stets die gebührende Beachtung erfahre.

In seiner Erwähnung der Antiatombewegung unterliegt Bringolf einem in unserem Lande weitverbreiteten Irrtum, wenn er erwähnt, daß die allfällige Beschaffung von Atomwaffen für die schweizerische Armee nur durch Kauf im Auslande möglich sei, während eine Eigenproduktion nicht in Frage kam und komme (S. 474). Oder weicht er damit einfach einer klaren Stellungsnahme in einer so heiklen, politisch heißen Frage aus?

Weg und Umweg Bringolfs, der 1959 Bundesratkandidat war und bei allfälliger Wahl durchaus Aussichten hatte, Chef des Militärdepartements zu werden, führten ihn bezüglich unserer Landesverteidigung zu dem schönen Bekenntnis: «Der Proletarier von gestern ist tatsächlich, wie ich im Jahre 1959 deutlich gesagt habe, zum Bürger unserer Heimat, unseres Vaterlandes geworden.» Möge dieses Wissen sich auch bei den jüngeren Generationen befestigen und damit sicherstellen, daß alle großen Parteien unseres Landes sich einig sind über den Wert der Erhaltung unseres Landes und daß hierfür eine angemessene Landesverteidigung stets und immer – nicht bloß bei momentanen Bedrohungen durch ein feindliches Regime – unerläßlich ist. Für dieses Bekenntnis, das sich durch das ganze Buch Bringolfs hindurchzieht, sei dem Autor gedankt. WM

Zehn Jahre Fidel Castro

Reportage und Analyse.

Von Hugo Loetscher. 127 Seiten. Verlags-AG Die Arche, Zürich 1969.

Hugo Loetscher, der bisher vor allem als Romancier hervorgetreten ist, hat in den sechziger Jahren mehrere Reisen nach Lateinamerika unternommen. Im August und September 1968 konnte er in Begleitung eines Regierungsbeamten durch Kuba reisen. Von diesem Aufenthalt berichtet sein neuestes Buch. Der Untertitel «Reportage und Analyse» deutet darauf hin, daß Loetscher weder einen konventionellen Reisebericht noch eine wissenschaftliche Abhandlung liefern will. Es handelt sich vielmehr um den Versuch eines unvoreingenommenen, aber persönlichen Berichts über ein Land, das nicht frei zugänglich ist und von dem deshalb wenig Zuverlässiges und Überprüfbares bekannt ist. Loetscher stellt kommentarlose Impressionen neben kurze Abhandlungen, die vor allem im zweiten Teil des Buches in den Vordergrund treten. Am Anfang stehen einige lapidare Feststellungen, die den widersprüchlichen Komplex «Kuba» in Geschichte und Gegenwart zu umreißen versuchen. Von Kuba geht heute eine eigenartige Faszination aus; Leute wie Che Guevara wurden auch in Europa bei der jungen Linken zu mythischen Figuren: «Kuba wurde erneut ein gelobtes Land – zwar ist die Welt entdeckt, aber noch nicht die Möglichkeit, auf ihr mit ganzer Würde zu leben.» «Für einen Teil der jungen Linken stellt Kuba einen der wenigen ehrlichen Versuche dar, eine wirkliche Gesellschaft der gleichen Chancen und damit der konsequenten Fraternität herzustellen» (S. 9). Diesem Versuch will Loetscher offensichtlich nachgehen, um Erfolge und Chancen zu beurteilen.

Wenige Monate nach dem Sieg der Revolution verkündete Fidel Castro am 24. April 1959 in New York: «Unsere Revolution inspiriert sich am demokratischen Prinzip; sie ist eine humanistische Demokratie. Nicht Brot ohne Freiheit, nicht Freiheit ohne Brot. Nicht Diktatur eines Mannes, nicht Diktatur einer Klasse. Nicht Diktatur einer Gruppe. Freiheit mit Brot, ohne Furcht» (S. 120). Damals schienen alle Möglichkeiten noch offen. Fidel Castro hatte sich noch für keine «Ideologie» entschieden und erhoffte vor allem von den USA wirksame Wirtschaftshilfe. Obwohl Castro zunächst das wirtschaftliche Heil noch in einer raschen Industrialisierung des Landes suchte, fühlte man sich dem Mythos der «Bauernrevolution» verpflichtet. Man geht sofort daran, die Großgrundbesitzer zu enteignen, nationalisiert aber bald auch die wichtigsten Industrien. Doch die überstürzte Industrialisierung scheitert, und die zunehmende «Sozialisierung» treibt Kuba in die Isolation. Die USA verhängen ein totales Embargo und brechen am 3. Januar 1961 die diplomatischen Beziehungen ab. Nun wendet sich Castro der Landwirtschaft zu und hofft, durch eine gewaltige Produktionssteigerung das Land aus der wirtschaftlichen Misere reißen zu können. Die Erfolge bleiben nicht aus, aber die Ziele werden nicht erreicht. Vom Volk wird ein gewaltiger Einsatz verlangt, der weitgehend «freiwillig» zu leisten ist; denn man will gerade das kapitalistische System der «Belohnung» und die Konsumwirtschaft überwinden, man vertraut vielmehr auf die «moralischen Impulse» (S. 57). Die Revolution soll ja nicht nur wirtschaftlichen Segen bringen, sondern zugleich einen «neuen Menschen». Aus diesem Grund wird vor allem dem Erziehungswesen hervorragende Bedeutung zugemessen. Schulen werden gebaut und durch Stipendien die Bildungsmöglichkeiten verbessert. Die Allianz mit der Jugend wird bewußt gesucht und ein «jugendlicher Revolutionsmythos» geschaffen, der sich in Figuren wie Che Guevara personalisiert. Doch die Schulen sind zugleich auch Stätten der Indoktrination und der Militarisierung; der Individualismus abendländischer Prägung wird als Egoismus verschrien und bekämpft. Der enthusiastische Einsatz für ein utopisches Ziel bringt indessen nicht den gewünschten Erfolg: Die wirtschaftlichen Schwierigkeiten können selbst mit Hilfe der Sowjetunion nicht überwunden werden. Kuba ist von seinen natürlichen wirtschaftlichen Partnern abgeschnitten und auf Rohstofflieferungen aus den «sozialistischen Ländern» angewiesen. Besondere Probleme bietet der Absatz des bisher einzigen bedeutenden Produktes: des Zuckers. Da die Welthandelspreise ständig sinken, ist Kuba auf die Handelsverträge mit der Sowjetunion angewiesen, die den Zucker zu «Vorzugspreisen» abkauft, aber mit Warenlieferungen «bezahlt». Die wirtschaftliche Abhängigkeit führte notwendigerweise in die politische, doch ist das Interesse Rußlands an Kuba spätestens seit der Kubakrise deutlich gesunken. Da überdies die von Castro erwarteten und teilweise auch unterstützten Revolutionen auf dem Festland – wenigstens vorläufig – gescheitert sind, bleibt Kuba weiterhin wirtschaftlich und politisch isoliert.

Das Jahr 1970 wird – nach Hugo Loetscher – die Entscheidung bringen: Kuba will in diesem Jahr 10 Millionen t Zucker gewinnen und auch verkaufen, obwohl man bisher immer weit hinter dem Plansoll zurückgeblieben ist (S. 84). Sollte dieses Ziel nicht erreicht werden, wird Kuba mit seinen finanziellen Verpflichtungen in Schwierigkeiten geraten. Der wirtschaftliche Fehlschlag wird aber auch politische Folgen haben. Der Enthusiasmus für den Aufbau könnte der Ernüchterung weichen; denn allzu viele Schwierigkeiten sind schon «ideologisiert» worden. Die «Ideologie der sauren Trauben» (vergleiche S. 91 ff.) muß sich eines Tages rächen. Der puritanische Verzicht auf die Luxus- und Konsumgüter könnte sich dann als Not entpuppen, die vergeblich als Tugend ausgegeben wurde. Der paradiesische Endzustand enthüllt sich dann als Wunschtraum, der die Unzulänglichkeiten und Ungerechtigkeiten der Gegenwart aus dem Bewußtsein verdrängen sollte.

Hugo Loetscher wahrt in seinem Bericht meist die kritische Distanz und weiß zwischen Ideologie und Wirklichkeit zu unterscheiden. Mit unverhohlener Sympathie verfolgt er die gewaltigen Anstrengungen, die in Wirtschaft und Erziehungswesen unternommen werden. Er hebt hervor, daß sich Literatur und Kunst einer relativen Freiheit erfreuen. Bei näherem Zusehen erweist es sich dann aber, daß diese Freiheit nur «stilistisch» gewährt wird und daß sie ihrerseits wieder für die Propaganda ausgenützt wird. Was soll etwa die Feststellung Loetschers bedeuten, die Hauptpropaganda werde «mit Geschmack gemacht, mit intelligenten Slogans und stilistischer Sicherheit»? Macht dies die Propaganda besser? Gerät der Künstler damit nicht in eine viel gefährlichere Abhängigkeit, als wenn er auf den «sozialistischen Realismus» verpflichtet würde? In einem gewissen Rahmen verfällt Loetscher selbst der Ideologisierung der Probleme, wenn er mehrere Abschnitte seines Buches dem wirtschaftlichen und kulturellen Aufbau widmet, aber kaum eine Seite (S. 98) der Darstellung der politischen Rechte des Volkes «opfert». Er kann sich hier freilich kurz fassen, denn diese

Rechte sind offenbar nirgends zu finden. Es wäre an diesem Punkt wohl auf ein Grundübel aller «sozialistischen» Regimes hinzuweisen, die die politischen Rechte des einzelnen dem Aufbau eines utopischen Paradieses opfern und damit das Volk um die Gegenwart prellen. Die politischen Probleme werden damit erfolgreich ins Wirtschaftliche umgebogen und einer fernen Zukunft überlassen.

Im ganzen aber bietet das Buch sicher eine Fülle wertvoller Informationen, die das Verständnis für die Probleme der «dritten Welt» fördern können. H.U. Lappert

Entschlußfibel

Von Oberst Klaus Sinram. 56 Kurzlagen mit Lösungsvorschlägen. 149 Seiten.
Wehr und Wissen Verlagsgesellschaft mbH, Darmstadt 1969.

Die inhaltlich ausgezeichneten Kurzbeispiele, bestehend jeweils aus einer Skizzen- und einer Textseite, stellen den Leser vor konkrete, der Kriegswirklichkeit entsprechende Kampfsituationen, wie sie sich für den Führer eines Panzer- oder Panzergrenadierbataillons ergeben können.

Die am Schluß der Fibel angeführten Lösungsvorschläge sind klar und in der Begründung überzeugend. Allerdings zeigt der Verfasser in den meisten Fällen nur die sich aufzwingende Lösung auf, offensichtlich in der Überzeugung, daß es im mechanisierten Gefecht besser ist, das Naheliegende rasch zu tun und keine Zeit mit der Suche nach der idealen Lösung zu verlieren.

Wer sich selber intensiv mit den Fragen befaßt, erhält einen ausgezeichneten Einblick in den Führungsmechanismus und in die Führungstechnik sowie in das Verhalten eines mechanisierten möglichen Gegners, aber auch über dessen Möglichkeiten und Grenzen. Sehr deutlich kommt zum Ausdruck, daß der Führer der mechanisierten Truppe sein Heil zumeist im forschen Zupacken sucht und daß er Friktionen mit blitzschnellen Entschlüssen meistern muß.

Nachdem es zur ungeschriebenen Aufgabe jedes Offiziers gehört, sich laufend mit dem Feindbild auseinanderzusetzen, und eine minimale Kenntnis der gegnerischen Möglichkeiten für die eigene Entschlußfassung absolut unerläßlich ist, werden Offiziere aller Grade für sich persönlich und für ihre praktische Tätigkeit mit der Truppe reiche Anregungen beziehen. Die Größe des jeweilen angeführten Verbandes spielt unseres Erachtens eine untergeordnete Rolle, da sich die gleichen Probleme auf Kompagnie- oder Zugsstufe stellen können.

Oberst W. Lüem

Divico

Von Pierre Chessex. 283 Seiten mit zwölf ganzseitigen Holzschnitten.
Schweizer Verlagshaus AG, Zürich 1969.

Alle kennen wir aus dem Geschichtsunterricht den mißglückten Auszug der Helvetier nach Gallien. Schon als Schüler faszinierten uns die sagenumwobenen Geschehnisse rund um diesen Auszug. Die Namen Diviko, Orgetorix, Cäsar, Bibrakte, der Einfluß der Druiden, die Ratsversammlungen der freien Männer und das Niederbrennen der Heimstätten blieben in unserem Gedächtnis haften, wobei sich Geschichtliches mit Phantasie so weit mischte, daß sich eher schiefe Vorstellungen über diesen vorchristlichen Zeitabschnitt bildeten.

Der Verfasser, Pierre Chessex, ein Schweizer Historiker, versucht in Form einer Erzählung, in deren Mittelpunkt die Gestalt Divikos steht, ein historisch möglichst getreues Bild zu entwerfen. Nur das letzte Drittel des Buches befaßt sich dabei mit den jedermann bekannten Kapiteln, wobei vor allem auch die Rolle des Orgetorix zu erklären versucht wird. All dem, was vorher geschah, widmet sich – und das ist das besondere Verdienst dieses Buches – der Hauptteil der Erzählung. Die Zeitepoche zwischen 113 und 58 vor Christus wird dabei lebendig und historisch getreu geschildert, soweit dies auf Grund auch eines eingehenden Quellenstudiums überhaupt möglich ist.

Das Buch schließt bestimmt eine Lücke in unserem geschichtlichen Wissen; es regt auch zum Nachdenken über den positiven wie negativen Einfluß Weniger auf das Schicksal ganzer Völker an, und wer nach Parallelen mit heutigen Verhältnissen, vor allem in den Entwicklungsländern, sucht, wird Erstaunliches feststellen. Vom Standpunkt des geschichtlich Interessierten, vor allem auch der jungen Leser, wären Kartenskizzen zu den einzelnen Kapiteln sehr erwünscht. Dafür bietet das Buch neben Kriegsgeschichte viel in kultureller Beziehung. Wir erfahren einiges über Sitten und Bräuche der Helvetier, über ihre tägliche Arbeit, über ihre Siedlungen und vieles andere mehr. Alles in allem darf das Buch Jugendlichen und Erwachsenen empfohlen werden.

A. Zangger

Schlüssel zum Leben

Das Geheimnis der Anziehungskraft zwischen den Menschen

Von Dr. med. Manfred Curry. 247 Seiten.
Schweizer Verlagshaus AG, Zürich 1969.

Seit alters ist immer wieder der Versuch unternommen worden, Übersicht und ordnendes Verständnis in die unermeßliche Fülle und den unausschöpflichen Reichtum dessen zu bringen, was wir als menschliches Leben anzusprechen gewohnt sind. Als Resultat ihrer diesbezüglichen Bemühungen stellten und stellen die jeweiligen Forscher bestimmte Typenlehren vor.

Das vorliegende Werk befaßt sich mit der Typenlehre des 1953 verstorbenen Arztes Manfred Curry, Gründers und Leiters eines medizinisch-bioklimatischen Instituts und einer entsprechenden Klinik in Bayern. Die Neuausgabe des erstmals vor 20 Jahren herausgegebenen Buches ist von einem engen Mitarbeiter des Autors besorgt worden.

Currys Forschungsansatz geht von der Fragestellung aus: «Durch welche Umweltfaktoren wird der Mensch in seinem Wohlbefinden und in seiner Gesundheit beeinflußt?» Mit den in Zusammenarbeit mit Ärzten, Physikern, Chemikern und Meteorologen durchgeführten Untersuchungen an einer großen Anzahl Menschen (Studium gewisser physiologischer Reaktionen, Feststellung physiognomischer und charakterlicher Merkmale sowie bestimmter Lebensgewohnheiten, Anwendung des sogenannten Klimakammertests) meint Curry den Nachweis erbringen zu können, daß der Ozongehalt der Luft, je nach dem Wert, den dieser einnimmt, das vegetative Nervensystem des Menschen je wiederum in eine andere Schwingungslage versetze. Er gelangt so zur Beschreibung von drei Reaktionstypen: Der W-Typ sei warmluftempfindlich (niedriger Ozonwert), der K-Typ kaltluftempfindlich (Nordwind: hoher Ozonwert), und der G-Typ (gemischter Typ) schließlich reagiere auf beide empfindlich. Die erwähnte Beschreibung der drei Typen – sie ist durch eine Reihe von Photographien und schematischen Darstellungen ergänzt – nimmt einen breiten Raum ein.

Jeder Typisierung aber, und das muß mit Nachdruck hervorgehoben werden, wohnt die Gefahr des Verzeichnens der Realität inne. Dem aufmerksamen Leser wird nicht entgehen, daß die «Anziehungskraft zwischen den Menschen» – wie der Untertitel lautet – nach wie vor ein «Geheimnis» bleibt, dem auch mit einer Typenlehre nicht beizukommen ist!

R. Bühlmann

Sport und Alkohol

Von Dr. med. Kurt Biener. 40 Seiten.
Blaukreuzverlag, Bern 1969.

Im Rahmen der A 69 – Aktion gesundes Volk –, die vom 1. bis 9. November 1969 als schweizerische Gesundheitswoche durchgeführt wurde, hat Dr. K. Biener vom Institut für Sozial- und Präventivmedizin der Universität Zürich eine Arbeit über Sport und Alkohol veröffentlicht. Der Autor, bekannt durch eine Reihe sportmedizinischer Arbeiten, vermittelt in einem ersten Teil seiner Schrift Kenntnisse über die physiologische Wirkung des Alkohols. Grundlegende Resultate der Forschung werden hier resümiert und mit den teilweise irrigen Vorstellungen der Populärmedizin konfrontiert. Biener zeigt auf, wie eindeutig negativ Herztätigkeit, Atmungsfunktion, Stoffwechsel und damit allgemein Ausdauerleistungen beeinflußt werden. Vergleiche bei Marschleistungen in englischen und deutschen Einheiten zeigen deutlich, daß bei Verabreichung von auch nur geringen Alkoholmengen die Ausfälle entschieden größer waren. Daß auch Koordination und Konzentration darunter leiden, sind Trivialitäten. Bei Schießversuchen wurden nach anfänglicher kurzer Verbesserung der Treffsicherheit eine anhaltende Verschlechterung festgestellt. In einem zweiten Teil der Schrift werden die psychischen Konsequenzen, die persönlichkeitszerstörenden Wirkungen dieses Genußmittels gestreift. Interessant und aufschlußreich erscheinen die persönlichen Erhebungen des Autors im letzten Abschnitt der Broschüre. In der Befragung von Lehrlingen versuchte Dr. Biener der Korrelation zwischen Sportverein und Alkohol- und Nikotingenuß nachzugehen. Der Autor belegt mit seinen Statistiken, daß der in einem Sportklub engagierte Jugendliche vermehrt auf Genußmittel verzichtet. Verbunden mit dieser Erkenntnis gelangt er zur Forderung, daß der Gesundheitserziehung, dem Turnunterricht institutionalisiert mehr Platz eingeräumt werden sollte. – Sport statt Alkohol – diese Anregung möchte Dr. Biener dem Leser der kleinen Broschüre als Lösung der einleitend aufgeworfenen Probleme nahebringen. Lt H. Keller